Louise, die Witwe eines südfranzösischen Fischers, lädt ihre drei erwachsenen Kinder und ihre übrige Familie zu einem Abendessen. Je näher das geplante Familientreffen rückt, desto mehr Erinnerungen an Vergangenes werden wach. Eifersucht, Verbitterung, zärtliche Melancholie, aber auch verzweifeltes Bedauern über Geschehenes beginnen die Geladenen einzuholen. Die Vergangenheit entwickelt ein Eigenleben, Erinnerungen bringen immer neue, andere Erinnerungen hervor, und aus diesen inzestuösen Vereinigungen entstehen Fabeln, bis sich am Ende auch der verstorbene Armand, Tyrann und gewalttätiger Vater, zu Wort zu melden scheint: »So ist es nun mal, die Lebenden verformen das Gedächtnis der Toten, nie sind sie weiter von ihrer Wahrheit entfernt.«

Jean-Baptiste Del Amo, 1981 in Toulouse geboren, lebt in Montpellier. Für seinen Debütroman »Die Erziehung« wurde er 2009 mit dem Goncourt du Premier Roman ausgezeichnet. Er war Stipendiat der Villa Medici in Rom.

Jean-Baptiste Del Amo bei btb
Die Erziehung. Roman (74616)

Jean-Baptiste Del Amo

Das Salz

Roman

Aus dem Französischen
von Lis Künzli

btb

Die französische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel *Le Sel* bei Éditions Gallimard.

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung August 2014
Copyright © Éditions Gallimard, Paris, 2010
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: Laura Barisonzi/Gallery Stock
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
SK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74756-6

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

INHALT

I.
Nona
9

II.
Decima
123

III.
Morta
227

Epilog
Die einzigartigen Inseln
299

»Sie könnten Lichtinseln sein – Inseln im Strom, den ich zu vermitteln versuche: das Leben selbst, wie es dahinläuft.«

Virginia Woolf, Tagebücher
7. November 1928

ERSTER TEIL

Nona

Sie erwachte in der festen Überzeugung, die Kinder schliefen noch. Dann schlich sich der Gedanke an das Abendessen in ihr Bewusstsein und mit ihm das Gefühl dieser Präsenz, der Präsenz der Kinder in ihren Betten am anderen Ende des Flurs, ihre unter die Decken verkrochenen Körper.

Durch das Fenster glitt ein zerfasertes Licht, das sich an der Kommodenecke brach. Das Zimmer lag im Morgengrauen. Den Lärm der Wellen konnte sie im Haus nicht hören, aber die Schreie der Möwen drangen zu ihr. Wenn die Fensterläden nicht geschlossen waren und sie am Morgen auf der Seite lag, das Gesicht zum Fenster gedreht, dann war eines der ersten Bilder, das sie sah, wenn sie die Augen aufschlug, der hohe Flug der Vögel im Himmelviereck in der Wand. Manchmal zog stockend ein Wolkenstreifen vorüber. War der Morgen grau, sah Louise einen Widerschein des Meeres, Schaum, der weiß oder gar schwarz sein konnte. Ganz unabhängig von der Wetterlage beherrschten die Vögel die Stadt. Was den Menschen der See auch zustoßen mochte, gleichgültig durchschnitten sie den Himmel. Ihre Unbeirrtheit gefiel ihr, nichts konnte sie davon abhalten, ihre Schleifen zu ziehen. Meist nahm sie ihre Schreie nicht wahr, die Gewohnheit verschmolz sie zu einer vertrauten, eintönigen Kulisse, doch heute Morgen legten sie sich doppelt ins Zeug, sie aus dem Schlaf zu reißen. Vielleicht war es auch der Wind, der Richtung Haus blies und das Konzert bis zu ihr trug. Oder vielleicht war es die Unruhe wegen des Essens, die sie schon die ganze Nacht geplagt hatte.

Sie hatte geträumt, sie säßen alle um einen Küchentisch herum. Es war nicht ihre Küche, aber sie war ihr vertraut. Armand unterhielt sich mit den Kindern. Sie sah ihre Gesichter nicht und konnte ihr Alter nicht bestimmen. Auch Armands Worte waren undeutlich; das verunsicherte sie, sie bildete sich ein, sie sprächen über sie, beanstandeten das Essen oder den Zustand des Hauses. Dann fiel ihr das Schlappern ihrer Schritte auf, wenn sie zwischen Tisch und Spüle hin- und herging. Louise senkte den Blick und sah, wie sich über die Fliesen unter dem Tisch eine Wasserpfütze ausbreitete, ohne dass jemand Notiz davon nahm. Armand murmelte weiter unverständliche Worte vor sich hin, und die Kinder saßen reglos und verängstigt da. Das Wasser machte ihr Angst, es stieg immer weiter an und hatte bald ihre Knöchel erfasst. Louise forderte die Kinder auf, etwas zu unternehmen, ihr zu sagen, was da vor sich ging, doch keiner antwortete ihr, alle starrten wie versteinert Armand an. Sie erinnerte sich, wie sehr die Vorstellung sie erschreckte, dass das Wasser, das weiter anstieg, den Tisch, das Essen und die ganze Familie zu überschwemmen drohte. Da die andern tatenlos blieben, suchte Louise in allen Richtungen nach der undichten Stelle und entdeckte zu ihrer Verblüffung, dass all das Wasser aus Armand herausfloss. Es floss aus seinen Hosenbeinen, aus Kragen und Hemdsärmeln, aus dem Mund, dessen Bewegungen sie nicht sehen konnte.

Dann wurde ihr, wie das manchmal vorkommt in Träumen, die Irrealität der Szene bewusst: Sie musste aufwachen. Armand war tot, die Kinder konnten gar nicht mit ihm am Tisch sitzen. Diese Küche hatte sie frei erfunden. Da stand kein Wasser bis zu ihren Knien. Mehrmals hintereinander musste sie sich in der Nacht vor dem Essen aus diesem

Traum reißen. Sie erwachte in der Feuchte der Laken, um gleich darauf in einen ähnlichen Traum zurückzufallen.

*

Dass die Kinder noch im Bett liegen konnten, obwohl sie schon seit Jahren aus dem Haus waren und am selben Abend das von ihr initiierte Essen stattfinden sollte, störte sie nicht. Diese Absurdität, der jede zeitliche Logik fehlte, verschaffte ihr ein Glücksgefühl, ähnlich wie damals, als die Kinder am Morgen, nachdem Armand zum Hafen hinuntergegangen war, zu ihr ins Zimmer geschlüpft kamen. Kaum waren sie aufgewacht, krochen sie unter ihre Laken und umgaben sie mit ihrem lauwarmen Fleisch. Die Schlaftrunkenheit erlaubte es Louise, diese Szene noch einmal zu durchleben. Sie musste dem Augenblick entfliehen, sich vom Dämmerzustand tragen lassen, um sich am Leben zu fühlen. Sie versuchte den Eindruck ihrer Anwesenheit auszudehnen, doch während die Rollos Lichtlamellen formten und auf ihren gebeugten Arm rotbraune Streifen malten, setzte sich allmählich die Realität des Zimmers durch. Nur widerwillig löste sich Louise von der Vorstellung der Betten, der verschlafenen Gesichter ihrer Kinder im Türrahmen. Das Haus ringsum hatte die Stille und Unbeweglichkeit von Stelen. Von ihrem Zimmer aus sah sie das Labyrinth der Zimmer vor sich, und es kam ihr vor, eine Ruine, ein viel zu großes Wrack zu bewohnen. Schon andere haben versucht, die Leere zu beschreiben, die die Abschiede hinterlassen.

Louise setzte sich auf den Bettrand. Das Nachthemd rutschte ihr über die Schenkel. Sie strich mit der Fußsohle über den Teppich. Sie beschloss, die Fenster weit zu öffnen, vor dem Abend den Teppich auszuklopfen, zum Markt zu gehen, nahm sich all diese belanglosen Dinge vor, mit denen

Frauen ihres Alters sich herausputzten. Der Besuch der Kinder machte ihr Angst. Ihre Anwesenheit im Haus war schmerzhaft für sie. Dabei war es ihr Wunsch, sie kamen auf ihre Bitte heute Abend, doch sie wirkten brutal in diesen Räumen, so riesenhaft, dass Louise zu zweifeln begann, ob sie sie wirklich zur Welt gebracht hatte, und sie wie Fremde wahrnahm. Aber das war, so sagt man, nichts Ungewöhnliches, Kinder beginnen sich, sobald sie aus dem Mutterleib heraus sind, zu entfernen, zusehends unabhängiger und fremder zu werden. Louise verfolgte den Gedanken nicht weiter, beobachtete stattdessen durch das Fenster, wie es Tag wurde, und überlegte, was als Nächstes zu tun war.

Schon am Tag zuvor hatte in den Fingern wieder diese Spannung angefangen, die vertraute und gefürchtete Steifheit in den Händen. Es begann, nachdem sie mit Jonas telefoniert hatte. Als sie auflegen wollte und der Hörer ihr aus der Hand glitt, wusste sie, dass es wieder so weit war. In der Nacht wurde es schlimmer, vielleicht war das schuld an den wirren Träumen. Louise nahm die Teufelskrallenkapseln aus der Nachttischschublade, obwohl sie wusste, dass sie eigentlich die Entzündungshemmer nehmen sollte. Schon kam es ihr vor, als stäche ein Metalldraht durch die Haut ihrer Finger und bohre sich beharrlich in jedes ihrer Gelenke. Ihre Bewegungen wurden unbeholfen.

Der Besuch der Kinder erregte sie aber auch; inzwischen fühlte sie sich hellwach und wollte sich von dem Ziehen in den Fingern nicht unterkriegen lassen. Ein außerordentliches Ereignis kann den banalen Stunden, die ihm vorausgehen, einen besonderen Reiz verleihen oder sie durch den Kontrast noch schaler erscheinen lassen. Schon bevor sie da waren, gaben die Kinder dem Tag Konturen, die es Louise erlaubten, ihren Alltag anzugehen. Gewöhnlich beherrschte die

Langeweile ihre Tage. Die Gewohnheit verschmolz sie miteinander. Sie beklagte sich nicht und verlangte nichts weiter. Die Langeweile durchzog ihre ganze Existenz. Ihr Leben bestand bei genauerem Nachdenken aus einer Landschaft ohne Unebenheiten, ohne diese besonderen Momente, an die man sich gerne zurückerinnerte, ohne einen Vorsprung, von dem aus man alles unter einem neuen Blickwinkel betrachten konnte. Ein Bild nach dem andern schob sich an die Schwelle ihres Bewusstseins und rollte, vom nächsten verdrängt, zurück, ohne dass eine Welle größer gewesen wäre als eine andere. Diese Existenz konnte genauso gut eine Ewigkeit oder eine Sekunde dauern. Sie musste an die Gischt denken, von der Armand stets bedeckt war, wenn er vom Hafen zurückkehrte. Das kam bestimmt von der Gewissheit, dass hinter dem Fenster, weiter unten, gleichzeitig mit ihr der Hafen erwachte – falls er überhaupt jemals schlief. Louise sah die Netze vor sich, die gespannt und dann auf die Fischkutter gehievt wurden, die Geschäftigkeit der Seeleute, hörte ihre sich ereifernden Stimmen, nahm den Geruch ihrer Haut wahr, ihrer Hände, die von den Fischeingeweiden eisern rochen. Sie hatte diese immer von Neuem entfachte Begeisterung für das Meer nie verstanden. Die Männer gehen zum Meer, wie sie zu den Frauen gehen, werden der Frauen überdrüssig, nie aber der See. Sie dachte an Armand, ohne wirklich an ihn zu denken; die Verstorbenen sind stets in uns. Sie sind kein Bild, sondern ein unauslöschlicher Abdruck, ein Schleier, der zwischen uns und der Welt liegt und sie mit einer bitteren Melancholie tönt. Nichts mehr erreichte sie, kein Bild, kein Ton, kein Gefühl, das nicht durch die Erinnerung an Armand gefärbt war.

Louise stand auf und streifte sich einen Morgenmantel über, schlüpfte in die Pantoffeln, die sie stets ans Fußende

des Bettes stellte, dann spannte sie Laken und Decken, strich notdürftig die Daunendecke zurecht. Sie nahm den Raum ringsum nicht mehr wahr, die engen, ergrauten Wände, die groben beigefarbenen Teppichmaschen; es war ein altmodisches Schlafzimmer, das mit seinen bräunlichen Tapetenbahnen im hereinfallenden Licht wie ein Polaroid-Dekor wirkte. Ihre Finger fühlten sich wie Krallen an. Louise dachte daran, wie Armand die Kinder eins nach dem anderen aus ihren Betten gezerrt hatte. Und ihr die laxe Haltung vorgeworfen hatte:

– Ich will nicht, dass meine Rangen ständig an den Rockschößen ihrer Mutter hängen.

Er war im Zimmer aufgetaucht, in sein Seemannsschweigen gehüllt – so bezeichnete Louise die Undurchdringlichkeit, hinter der er so oft verschwand, um sich durch nichts mehr erreichen zu lassen –, marschierte auf das Bett zu, riss wütend an den Laken und versuchte aufs Geratewohl Arme oder Beine der Kinder zu fassen. Erst hatten sie gelacht, und sie mit ihnen, dachten, es sei ein Spiel, aber Louises Lachen brach rasch ab, denn sie erkannte, was die Kinder noch nicht kannten: die Starrheit von Armands Gesicht. Es war im Laufe ihres gemeinsamen Lebens oft vorgekommen, dass ihr Mann sich von sich selbst entfernte. Dann veränderte sich sein Charakter. Wurde ozeanisch, dachte sie. Er verfinsterte sich, und es sah aus, als würde eine Flut ihn aus seiner fleischlichen Hülle herausspülen. Und sie hatten nur noch eine Borke vor sich, die Leere und seinen starren Blick. Sie mussten die Brandung abwarten, den Moment, in dem der vertraute Mann und Vater zurückkehrte.

Die Szene, die Gestalt annahm, während sie die Laken auf dem Bett zurechtzog, war einer dieser Augenblicke, in denen Armand dem Borkenmann Platz gemacht hatte. Die Kin-

der hatten verstanden, dass Armand sie tatsächlich zu greifen versuchte, sobald Louise zu lachen aufgehört und mit einem ungewöhnlichen Ton den Vornamen ihren Vaters ausgesprochen hatte in der vergeblichen Hoffnung, ihn zu besänftigen. Seine breiten, rohen Hände hatten Albin und Jonas gepackt, um sie aus dem Bett zu zerren. Louise wusste, wie sich die Rauheit dieser Hände auf ihrer Haut anfühlte. Sie wusste, dass sie beides sein konnten, sinnlich und autoritär, und die still auf das glatte Weiß ihrer Glieder ausgeübte Gewalt hatte sie hilflos gemacht. Armand hatte die Kinder in den Flur hinausgeschoben, sie waren in ihre Zimmer zurückgekehrt, während ihre schmalen Brüste unter dem Hass ihres Vaters anschwollen, ihre Arme sich vom Abdruck seiner Hände marmorierten.

– Saubande, eine ordentliche Tracht Prügel hätten sie verdient.

Als das Laken unter die Matratze geschlagen war, wurde sie von Unruhe gepackt. Armand hatte sich zwischen sie und die Kinder gestellt. Selbst jetzt, wo er tot war, blieb er das unüberwindbare Hindernis zwischen ihnen. Doch es kam für sie nicht in Frage, nur das in ihrem Mann zu sehen, worauf etwa Jonas die Erinnerung an seinen Vater beschränkte. Armand war eigen gewesen, Louise wollte nicht behaupten, ihn gekannt zu haben. Sie hatten Seite an Seite nebeneinander gelebt, in Wirklichkeit aber nur kurze Momente, flüchtige Zeitsplitter miteinander geteilt. Wie sollte sie da behaupten, sie wüsste, wer Armand gewesen war? Ein Bild, in dem ihre Erinnerungen und die der Kinder zusammenliefen, müsste dem Mann, der er gewesen war, am nächsten kommen, dachte Louise, aber vielleicht war Armand auch so noch nicht zu fassen.

Als das Bett gemacht war, blieb sie am Fußende stehen und betrachtete das Zimmer, die Finger in die Handballen gepresst. Die Gegenstände um sie herum waren erstarrt, es schien ihr, es hätte sie übermäßige Anstrengungen gekostet, auch nur eine Kleinigkeit auf irgendeinem Regal zu verrücken, unabhängig von der Arthrose, die sie zermürbte. Sie hatte nicht mehr die Kraft, gegen das Haus anzukämpfen, es ihrem Willen zu unterwerfen. Das Zimmer zu verlassen, bedeutete ins Leben einzutauchen, die Nähe des Abendessens nicht länger zu verdrängen und die Vorbereitungen in Angriff zu nehmen mit der Entschlossenheit einer Mutter, die bereit ist, ihr Bestes zu geben, um die Ihren zu empfangen. Louise stellte sich den bevorstehenden Abend, das Eintreffen der Kinder in allen Einzelheiten vor. Die Lampe unter dem Vordach würde sie in ein fahles Gelb hüllen. Die Hände würde sie verstecken, hinter dem Rücken verschränken, damit sie die roten Flecken auf den Fingern nicht sähen. Aufrecht würde sie im Licht stehen, das auf die aneinandergereihten Steinplatten herabfiel. Sie kämen einer nach dem anderen, oder vielleicht auch zusammen. In der ungeordneten Abfolge des Zufalls oder durch die Pünktlichkeit vereint. So wünschte sie sich ihre Ankunft, getreu den Augenblicken, die sie so selten zusammengebracht hatten. Sie würden auf sie zukommen, ihre Kinder, ihr Fleisch und Blut, ihre noch zu lebenden Leben. Wohlwollend würde ihr Blick sie umfangen. Während der Kies auf der Straße unter ihren Schritten knirschte, würden sie, getragen von ihren Illusionen, spüren, wie ihre Liebe die Nacht verdichtete und ihre Herzen umgab. Sie würde denken: *Habe ich es nicht geschafft, sie zu beschützen? Bin ich, wie alle Mütter, eine Versagerin?* Dabei würde sie lächeln, der goldenen Aureole gewiss, die sich um ihre Schultern legte, damit sie noch immer an ihre Unerschütterlichkeit glaubten.

Als er gestern mit seiner Mutter telefonierte, hatte er gar nicht erst den Versuch unternommen, sich mit Hicham vor dem Abendessen zu drücken. Jonas beugte sich der Verpflichtung aus Angst, sie zu enttäuschen, obwohl ihm stets graute vor dem Augenblick, da die Familie sich ohne den Vater an den Tisch setzte. Sie gaben sich gesellig, jeder mühte sich, sich von der besten Seite zu zeigen, so vage wie möglich zu bleiben. Sie achteten darauf, nicht von ihm zu reden, und Jonas wusste nicht, ob sie aus Respekt vor Louises Kummer schwiegen oder aus Angst vor dem, was von Armand zum Vorschein kommen könnte.

Hicham war im Badezimmer. Das Wasser rauschte gegen das Emaille der Duschwanne. Jonas konnte nicht mehr einschlafen und verfolgte eine imaginäre Linie Hichams Oberkörper und Bauch entlang, wo das Wasser hinunterlaufen und auf der Haut brennen musste. Wenn er an Hicham dachte, schob sich stets das Bild, die Erinnerung an Fabrice davor. An diesem Morgen war es nicht anders. Der Tag sah so aus: Hicham würde seine Praxis aufsuchen, dann die morgendlichen Hausbesuche machen. Und Jonas würde zum See gehen, um Stichproben zu nehmen. Beide wussten, dass am Abend das Essen bei der Mutter stattfand. Sein Bruder Albin, Fanny, die Älteste, ihre jeweiligen Lebensgefährten und Kinder wären da.

Hicham hatte wie gewöhnlich keine Unlust angedeutet, als Jonas das Essen erwähnte. Diese etwas weichliche Sanftmut hatte ihn gleich im ersten Augenblick, als Hicham das Zimmer im Krankenhaus betreten hatte, gerührt. Da er nicht viel von der Familiengeschichte wusste, urteilte er nicht, hatte

gegen niemanden ein Ressentiment, mischte sich mit einer ungespielten Leichtigkeit und Freude, einer Unschuld, unter sie. Warum hatte Jonas trotzdem das Gefühl, sie bildeten einen Gegenpol zur Familie? Er spürte zu seinen Angehörigen eine Distanz wie zu niemandem sonst, und konnte es nicht ertragen, dass Hicham dieses Gefühl nicht teilte. Kam das Gefühl der Distanz daher, dass sie so unterschiedlich waren, oder war es der Schatten des Vaters, der stets über ihnen und selbst in ihnen auftauchte? Sie wussten alle, dass Armand sie auseinanderriss, aber auch, dass jeder von ihnen, auf seine Weise, versuchte, die Vaterliebe hochzuhalten oder sich davon zu befreien, ohne es je zu schaffen.

Einmal, als er noch lebte und sie von einem Essen kamen, hatte Jonas Hicham vorgeworfen, er buhle um die Zuneigung seines Vaters. Er hatte keine Lust zu reden, etwas erklären zu müssen, was ihm, sobald es ausgesprochen wäre, pathetisch oder erbärmlich vorgekommen wäre, aber diese Anbiederung – in Wirklichkeit eine Art Liebenswürdigkeit – war ihm zuwider.

– Du bist nicht sein Sohn, hatte Jonas gesagt. Glaub mir, er hat nur einen, und er ist unfähig zu geben, was du von ihm erhoffst. Dieser Typ ist unfähig, überhaupt irgendetwas zu geben. Egal wem. Man kann von Armand nichts erwarten; mein Vater war immer das genaue Gegenteil des Mannes gewesen, den er heute zu sein vorgibt.

Dieser Sohn, von dem er sprach, war Albin. Hicham gab ihm Recht, obwohl ihm bewusst war, dass Jonas ihn zu verletzen suchte.

– Verlang nicht von mir, dass ich ihn für etwas verurteile, wovon ich nichts weiß.

Hicham hatte diese Geradlinigkeit, die er nie haben würde.

Die Ereignisse glitten an ihm ab, alles schien selbstverständlich, und manchmal verachtete Jonas ihn dafür.

– Und außerdem, hatte er hinzugefügt, hast du doch gesehen, wie gern er mit seinen Enkelkindern zusammen ist, oder nicht?

Jonas hatte sich zum Fenster gedreht, den Blick starr auf die am Straßenrand aufleuchtenden Kilometersteine gerichtet, die durch sein Spiegelbild hindurchglitten. Es war ihm ganz einfach unmöglich, sich mit Armand und den Kindern von Albin oder Fanny im selben Raum zu befinden. Nichts kam ihm verlogener vor als die Aufmerksamkeiten, die Zärtlichkeiten, die Koseworte, mit denen er sie dann bedachte. Beim Anblick, wie die Kleinen in die Arme ihres Großvaters flogen, drehte sich ihm der Magen um. Armand konnte für sie nicht sein, was er für seine eigenen Kinder nie zu sein verstanden hatte, und Jonas hatte das Gefühl, den mickrigen Darsteller einer grotesken Rolle vor sich zu haben.

Er hatte mit Hicham zum ersten Mal in Toulouse geschlafen, am Ufer der Garonne, ein paar Monate nach Fabrices Tod. Es war ein herrlicher Sommer, absolut unvereinbar mit dem Gedanken an den Tod, und doch hatten sie ihn unter einer strahlenden Sonne, im Schatten von Zypressen und ausladenden Eichen, im Geruch von warmen Blättern und fetter Erde zu Grabe getragen. Hicham hatte ihn auf der Hinterbank seines Wagens genommen. Jonas' Kopf schlug im Rhythmus seiner Hüftstöße an den Türriegel; er entdeckte das dicke, beschnittene Geschlecht, das genau der Vorstellung entsprach, die er sich davon gemacht hatte, als er es sich unter seinem Arztkittel auszumalen suchte, und auch dem Verlangen, das er gespürt und sogleich unterbunden hatte. Jonas öffnete die Augen, sah durch die Scheibe in einen glü-

henden Himmel, und das durchsichtige Gesicht von Fabrice schob sich vor diese strahlenden Töne; dieses Gesicht, das er mit seinen Händen und Lippen bedeckt hatte, als es unter seinen Fingern bereits einzufallen und sich aufzulösen begann. Es war ein Moment von außerordentlicher Sanftheit, in dem jede Bewegung Hichams seinen Kummer milderte, den Klumpen löste, der irgendwo in seinem Bauch wucherte. An diesen Augenblick dachte Jonas an jenem Morgen vor dem geplanten Essen, und er überlegte, ob er masturbieren sollte, bevor Hicham aus dem Badezimmer kam. Hichams Körper war ihm so vertraut geworden, dass er Teil seiner selbst zu sein schien und es ihm manchmal, wenn sie miteinander schliefen, beinahe vorkam, als onaniere er. Ihre jeweilige Lust war nicht mehr voneinander zu trennen. Jonas verzichtete und beschloss, das Ziehen in seinem Geschlecht zu ignorieren.

Als Kinder waren sie manchmal an den Bahnschienen entlang über Sète hinausgegangen bis zum Sumpfgelände am Seeufer. In diesen Landschaften, wo die Erde und das Meer sich in einem unendlichen Kampf gegenseitig die Grenzen streitig machten, streiften sie tagelang herum. Schlamm und Schluff vermischten sich mit dem Sand, unerwartet tauchte Wasser auf, reckte sich Schilf empor. Hier erprobten sie ihre Freiheit und ließen sich wie kleine Tierchen vom Instinkt des Genusses und der Zerstreuung durch die Gegend tragen. An diese Empfindungen, an diese Entdeckung der Welt durch die Sinne dachte Jonas am Morgen vor dem Essen. Die Rosaflamingos standen in Gruppen zusammen, und er hatte eine Anhäufung von Sand entdeckt, auf der Schilf wuchs. Er schaffte es, auf Knien vorsichtig in die Mitte einer Kolonie dieser leuchtenden Vögel vorzustoßen, bis er ganz von Was-

ser umgeben war. Da überkam ihn das starke Bedürfnis, auf dem Inselchen zu masturbieren, es war ein ununterdrückbares Verlangen, an das er schon Stunden, manchmal Tage zuvor dachte, wenn er Schule hatte und auf den freien Samstag warten musste. Dann zog er los, von einer unwiderstehlichen Anziehungskraft geführt. Jonas ließ die Stadt hinter sich, mit Feuer auf den Wangen, erregt von der Vorstellung der Insel und der Schilfrohre, auf die er sich legen und die sich unter ihm biegen würden. Oft drückten die Angst, überrascht zu werden, oder das Gewicht dessen, was ihm vage wie eine Sünde vorkam – oder zumindest wie eine verwerfliche Tat –, auf seine Blase und zwang ihn, stehen zu bleiben, um in einen Graben oder auf einen braunen Baumstrunk zu pinkeln. Erst wenn der Sumpf und die Flamingos vor ihm auftauchten, ging er langsamer und hielt den Atem an. Es kam vor, dass sie nicht da waren; dann kehrte er mit einer großen Enttäuschung wieder um. Doch meistens erschienen die Vögel pünktlich zum Rendezvous – Jonas hatte so sehr auf diesen Augenblick der Lust gewartet, dass ihm schien, die Flamingos hätten ihn durch irgendein Mysterium genauso erhofft –, und er fand sie zu Dutzenden vor, wie sie ihre Spiegelbilder auf das dunkle Wasser warfen, mit ihren Beinen und den kuriosen Hälsen zum Angriff auf die Fische ansetzten. Wenn er in der Nähe des Deichs war, machte er sich klein, legte sich auf die Erde und krempelte ordentlich die Hosenbeine hoch, damit die Mutter nichts merkte – was sollte sie eigentlich geargwöhnt haben? Das nackte, vom Kies und Sand zerkratzte Fleisch war ihm lieber als die Schlammspuren auf seiner Kleidung, die ihm mit Sicherheit Armands Zorn eingebracht hätten. Vorsichtig und beharrlich arbeitete sich Jonas voran, ohne die Flamingos und das Ende des Inselchens aus dem Blick zu verlieren. Meist schaffte er es, ohne

dass die Gruppe aufflog. Diese Eskapaden fanden regelmäßig genug statt, dass sich kein Nest bilden konnte an der Stelle, an der er sich gewöhnlich hinlegte. Wenn ihn die Schule oder etwas anderes am Kommen hinderte, musste er manchmal frische Triebe umbiegen, ganz behutsam, damit die Schilfrohre nicht brachen und die Vögel nicht aufgescheucht wurden. Im Winter vergaß er das, was einer seiner Kindheitsriten geworden war, fast wie von selbst, und im Frühling musste er dieses behelfsmäßige Lager, auf das die Vegetation wieder ihre Rechte geltend gemacht hatte, neu aufbauen. Jonas legte sich auf die blassen Gräser und das feuchte Schilf. Der Geruch des Wassers und der Pflanzen umhüllte ihn, der Schlick und der Schlamm falteten eine Art dicken Jutestoff um ihn, die schwarzen Algen bildeten einen Heiligenschein um seinen Kopf. Durch die Stängel hindurch konnte er, wenn er das Gesicht drehte, der gemächlichen Choreographie der Flamingos zusehen. Legte er sich auf den Rücken, bot ihm der Himmel sein wässriges, vom Flug der Möwen und der Bahn der Flugzeuge durchpflügtes Blau dar. Jonas schob sein Unterhemd hoch und die Hosen herunter. Das Vergnügen, das er empfand, wenn die Sonne auf seinen Bauch fiel, wenn er in diesem Bett der unberührten Natur – seiner Wonne gegenüber gleichgültig und doch Komplizin –, nach seinem Geschlecht griff, war unbeschreiblich. Für eine Ejakulation war er noch zu jung, aber er konnte stundenlang, wie ihm schien in Wirklichkeit waren es nur kurze Momente –, daliegen und sich reiben inmitten des Deichs und der Rosaflamingos.

Jonas hatte beschlossen, einen seiner Kameraden mitzubringen, von dem er glaubte, ihm das Geheimnis anvertrauen zu können. Olivier, ein Jahr älter, war größer und magerer als er

selbst, und Jonas mochte das Perlweiß seiner Haut, die Kontur seiner Oberlippe, die vom Schatten seiner Nase verdunkelt wurde. Wenn sie sich im Sommer am Strand auszogen, hatte er nur Augen für diesen Jungen und seinen faszinierenden Körper. Er war noch ein Kind, aber in ihm bahne sich bereits eine Veränderung an, die für Jonas noch in weiter Ferne lag. Er betrachtete ihn als einen von ihnen, als seinesgleichen, als ein Kind von männlichem Geschlecht, aber auch als eine Sublimation dessen, was sie waren. Er kam in den Stimmbruch, unter seinen Achseln deutete sich ein Flaum an. In Olivier lauerte eine latente Tragödie, die sämtliche Freunde wahrnahmen und die Jonas unaufhaltsam zu ihm führte. Beim Anblick dieses sich verwandelnden Körpers musste man unweigerlich an den Tod denken; die Zeit hinterließ ihre Spuren und machte ihn dadurch umso begehrenswerter. Er war so kostbar und unergründlich wie es für Kinder zum Verschwinden bestimmte Gegenstände sind. Als Jonas und Olivier auf dem Inselchen am Ende des Deichs angekommen waren, zog Jonas sich aus und fing an, an sich herumzumachen in der Überzeugung, Olivier täte es ihm nach. Der Junge schaute zuerst interessiert zu, dann zog er eine verächtliche Grimasse, und schließlich stand er auf, indem er einen Schwarm Flamingos aufscheuchte, der den Himmel durchrauschte. Olivier drehte sich um und rannte davon, ließ Jonas zurück mit dem Bewusstsein einer Kluft zwischen dieser Intimität, diesem Verlangen, das er vertrauensvoll preisgeben hatte, und der Verachtung, die es bei seinem Kameraden auslöste. Er hatte sich nie zuvor Gedanken gemacht, ob seine Anziehung für Olivier normal sei. Manchmal berührte er sich und dachte dabei an ihn oder an einen herbeiphantasierten Jungen. Er schämte sich weder für die sexuelle Bedeutung seiner Geste noch für sein Objekt, und es kam ihm ganz natür-

lich vor, Olivier seine Lust zu zeigen. Jonas zog sich in aller Eile an.

In den folgenden Tagen trieb ihn ein neues Gefühl um: die Sorge, Olivier könnte verraten, was zwischen ihnen vorgefallen war, und die schlimmste Angst dabei war, dass die Sache Armand zu Ohren käme. Jonas begann die Heuchelei zu lernen und eine noch undurchschaubare Wahrheit zu fürchten. Aber nichts deutete darauf hin, dass sein Kamerad sich erinnerte; er schien noch immer mit demselben Vergnügen mit ihm zu spielen, machte keinerlei Anspielung auf den See, sodass Jonas das Ganze schließlich selbst mehr oder weniger vergaß. Jahre später jedoch trafen sie sich einmal in der Rue de Sète. Olivier lebte inzwischen in Paris und war bei seinen Eltern zu Besuch. Um den Alltag des alten Ehepaares mit seinen ruhigen Gewohnheiten nicht allzu sehr zu stören, stieg er in einem der schäbigen Hotels im Stadtzentrum ab. Olivier schlug Jonas vor, mit ihm ein Glas zu trinken, doch als Jonas an seinem ausweichenden Blick überrascht feststellte, dass er sich sehr genau an jenen Tag am See erinnerte, lehnte er ab.

Damals aber spukte Olivier noch in seinen Träumereien herum, und Jonas kehrte nicht mehr zum Deich zurück. Die Kinder, die sie gewesen waren, ruhten irgendwo dort zwischen dem Schlamm und der Blässe des mediterranen Himmels. Neben der Erinnerung an diese erste Anziehung durch einen Jungen behielt Jonas den Eindruck einer Symbiose, einer Verbundenheit mit der Natur zurück, das Bild eines runden, vollen Glücks. Fünfzehn Jahre später sollte er für den Schutz der Thau-Lagune arbeiten. Hätte er dort als Kind nicht die Erfahrung seiner Wollust gemacht, würde er sie dann heute mit derselben Begeisterung lieben?

Hicham kehrte ins Zimmer zurück und setzte sich auf die Bettkante. Er roch nach Seife und Rasierwasser. Jonas sah im Halbdunkel einen Schnitt am Hals, einen kleinen roten Stern aus Blut. Er streckte eine Hand aus und fuhr mit den Fingern durch den Pelz auf seiner Brust. Jonas legte seinen Kopf auf Hichams Knie.

– Bist du sicher, dass du hingehen willst?

Jonas sagte nichts. Es war im Grunde nur ein Essen, eines mehr; er sollte es nicht dramatisieren. Er dachte an die starke Verbundenheit seines Vaters mit dem Meer. Jeder von ihnen hatte sie mitbekommen. Dieses Meer, das schon vor ihnen da war und nach ihnen noch da sein würde. Sie sind mit ihm groß geworden, haben ihr Leben nach ihm ausgerichtet. Selbst jetzt, wo Armand nicht mehr da war, konnte sich keiner von ihnen dem Meer oder Sète entziehen, nicht einmal der Dickschädel Fanny. Hicham war und blieb in dieser Beziehung ein Außenstehender. Jonas wusste nicht, ob ihm die Allegorie dieses realen und zugleich imaginären Meeres bewusst war; Hicham hatte ihn auch nie nach seiner Obsession für den See gefragt, genauso wenig wie nach seinem Hass auf seinen Vater. Alles schien ihm selbstverständlich oder bedurfte zumindest keiner Rechtfertigung. Bei all seiner Sturheit, zur Familie gehören zu wollen, blieb ihm stets bewusst, dass er nicht von hier war, dass er ein Fremder bleiben würde. Jonas nahm an, dass er die Beziehung zum Meer als eine Besonderheit der Setoiser betrachtete, etwas, was den Seeleuten zustand: Nicht dass Hicham verschlossen gewesen wäre, aber sie hatten keine Worte für diesen Teil ihrer Existenz. Jonas' Versuche zu verleugnen, was sein Vater gewesen war, hatten damit nichts zu tun. Armands Bemühen, sich von seinem Sohn abzuwenden, war genauso vergeblich gewesen.

Hicham strich mit der Hand durch Jonas' Haare, aber Jonas machte sich von ihm und dem Zimmer los.

Auf Aufforderung seines Vaters hatten sie einen russischen Seemann bei sich aufgenommen, den ein Handelsschiff am Hafen ausgesetzt hatte. Jonas wusste nicht, ob sich Albin auch noch an ihn erinnerte; ihr Vater sollte später viele weitere solcher Matrosen aufnehmen, und ihre Anwesenheit spielte für sie alle eine wichtige Rolle, doch der Russe war der erste, den er konkret im Gedächtnis behalten hatte. Dieser Koloss musste sein Rückgrat beugen, um zur Tür hereinzukommen, und in die Hocke gehen, wenn er die Kinder begrüßte, deren Hände von den seinen verschluckt wurden. Dieser Mann, der selbst Vater sein musste, der auf einem dieser Landstriche, die Jonas sich schneefunkelnd vorstellte, wahrscheinlich eine Frau und Kinder besaß, hatte ihn gerührt. Abends saß Jonas auf seinen Beinen, die breit waren wie Baumstämme, sich der Dankbarkeit des Matrosen sicher, für den er einen Jungen oder ein Mädchen ersetzte, an deren Gesichtszüge der Russe sich vielleicht nur noch mit Mühe erinnern konnte. Wenn es Zeit fürs Abendbrot war, ließ Louise die Kinder in der Küche essen und brachte sie ins Bett. Aus seinem Zimmer hörte Jonas die Stimmen der Erwachsenen, die das Stockwerk hochkletterten; diese ungewöhnliche Gegenwart war für ihn eine ständige Quelle der Erregung. Der Russe sprach wenig. Wie Armand untermalte er Louises Geschwätz mit zustimmendem Knurren, sibyllinischen Sätzen. Albin und Fanny, weniger beeindruckt von dem breitschultrigen Russen als Jonas, schliefen rasch ein, er aber fand nicht in den Schlaf und beschloss, wieder aufzustehen und sich zum Treppengeländer zu schleichen, von wo er einen monolithischen Rücken sehen konnte. Seine Mutter sprach in un-

bekümmertem Ton über sie. Manchmal kicherte der Russe. Der Pastis und der Wein berauschten ihn.

– Und Sie, Pavel, fragte Louise, haben Sie auch Kinder?

So bekam der Russe einen Vornamen, und sein geheimnisvoller Klang mit den russischen Konsonanten verführte Jonas auf der Stelle. Er sagte ihn leise vor sich hin: *Pavel, Pavel, Pavel*, als wäre er ein Zauberspruch, durch den er ihn an sich binden könnte. Der Matrose war Vater von drei kleinen Mädchen, mit denen er telefonierte, wenn es ihm ein Landgang erlaubte, und er machte sich Sorgen um ihre Erziehung. Keine leichte Aufgabe für eine Mutter allein in den trockenen Gegenden nah der sibirischen Grenze. Nach ein paar Abschweifungen ging es um Jonas, und Armand verkündete in kategorischem Ton, dass ihm dieses Kind von allen dreien am meisten Sorgen bereite:

– Aus diesem Jungen wird nichts. Da ist nichts zu machen, er ist und bleibt ein Versager.

Pavel ließ ein mitleidiges Murmeln vernehmen. Einzig Louise versuchte, Jonas' Verteidigung zu ergreifen:

– Er ist nicht böse, ganz im Gegenteil, er ist eben ein turbulentes Kind, Sie wissen ja, was das bedeutet …

Der Russe wusste genauso wenig wie Jonas mit seinen acht Jahren, was dieses Wort meinte, und hütete sich, zu antworten.

– Eine Schwuchtel ist er, wenn Sie mich fragen, fügte Armand hinzu.

Jonas hörte, wie seine Mutter abrupt aufstand und wie auf ihrem Teller das Besteck klimperte, das ihr aus der Hand geglitten war.

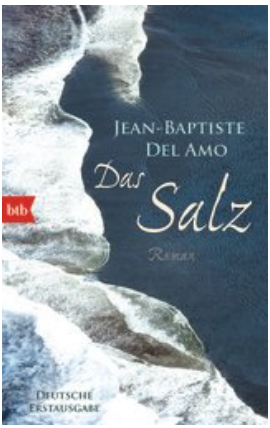
– Möchten Sie noch etwas, Pavel? Einen Kaffee?

Die Szene dieses Abends musste eine von vielen gewesen sein, die Jonas gelegentlich durcheinanderbrachte, miteinander verwechselte, in keine chronologische Ordnung bringen konnte. Ihre Kindheit war geprägt von den Wutanfällen und Demütigungen ihres Vaters. Fanny, die Armand schon vor Jonas' Geburt gekannt hatte, deutete manchmal ohne große Überzeugung an, er sei früher ein liebender Mann, ein aufmerksamer Vater gewesen, an jenem Abend aber torkelte Jonas überwältigt von einer Wut auf seinen Vater, die er noch heute intakt wiederfand, in sein Zimmer zurück. Das Wort Schwuchtel kränkte ihn, und auch wenn er nicht sicher war, es zu verstehen, verwies es gnadenlos auf einen uneingestandenen und beschämenden Teil in ihm, den er instinktiv eher mit seinen Ausflügen zum See als mit seiner Anziehung für die Jungen verband. Er wünschte sich, dass Armand auf der Stelle tot umfiel, um am nächsten Morgen nicht dem schuldbeladenen Blick seiner Mutter begegnen zu müssen, wenn sie sich beim Zubereiten seines Frühstücks an diese Worte erinnern und sich vorwerfen würde, nichts gesagt zu haben. Jonas wälzte sich im Bett hin und her, malte sich Beschwörungen aus, um sämtlichen Zorn und sämtliches Unheil auf ihn zu richten. Er schwor sich, seine Erwartungen nie zu erfüllen, ohne zu wissen, dass er bereits das unauslöschliche Zeichen seiner Andersartigkeit in sich trug. Ein Krieg war erklärt worden, gegen seinen Vater und gegen sich selbst. Er verwünschte seine Mutter, dass sie Armand nicht an die Liebe erinnert hatte, die er seinem Kind schuldig war. Und auch von Pavel fühlte sich Jonas verraten, von diesem Russen, dessen majestätische Gestalt er mit Zärtlichkeiten und Aufmerksamkeiten überhäuft hatte. Pavel, der seinem Vater mit Leichtigkeit hätte Paroli bieten können und sich nicht gerührt hatte.

Jonas' Kopf lag auf Hichams Schenkeln. Er war Lichtjahre von diesem Augenblick entfernt und taumelte unsicher durch seine Erinnerungen, doch die Flamme hielt stand, trotz dieser langen Zeit. Sie hatte das Kind geleitet, das er gewesen war, und warf noch immer ihren Schein auf sein Leben. Jonas wusste, was Hicham oder seine Mutter, jeder, der gesunden Menschenverstand besaß, sagen würde: Sein Vater hatte ihn geliebt, auf seine Art. Konnte er ihm vorwerfen, dass er unvollkommen war? Aber sie wussten nicht, dass Jonas ihm nicht verzeihen konnte, dieser erbärmliche, dieser besiegte Tyrann gewesen zu sein, auch wenn der Hass mit der Zeit einem bitteren Mitleid, einer großen Verachtung gewichen war. Armand hatte seinen Sohn ungewollt stark gemacht. Jonas hatte es ihm zu verdanken, dass er dieser robuste, aufrechte Mann geworden war, den er um nichts in der Welt mehr verleugnen würde. Was Pavel betraf, so hatte Jonas ihn nie mehr wiedergesehen. Lange stellte er sich ihn auf dem Deck eines Fischkutters vor, während der Wind der Nordsee ihm ins gischttriefende Gesicht peitschte und er drei reizenden blonden Mädchen entgegenschiffte.

btb

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Jean-Baptiste Del Amo

Das Salz
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74756-6

btb

Erscheinungstermin: Juli 2014

Louise, die Witwe eines südfranzösischen Fischers, lädt ihre drei erwachsenen Kinder und ihre übrige Familie zu einem Abendessen. Je näher das geplante Familientreffen rückt, desto mehr Erinnerungen an Vergangenes werden wach. Eifersucht, Verbitterung, zärtliche Melancholie, aber auch verzweifeltes Bedauern über Geschehenes beginnen die Geladenen einzuholen.
Die Vergangenheit entwickelt ein Eigenleben, Erinnerungen bringen immer neue, andere Erinnerungen hervor, und aus diesen inzestuösen Vereinigungen entstehen Fabeln, bis sich am Ende auch der verstorbene Armand, Tyrann und gewalttätiger Vater, zu Wort zu melden scheint: »So ist es nun mal, die Lebenden verformen das Gedächtnis der Toten, nie sind sie weiter von ihrer Wahrheit entfernt.«

Der Titel im Katalog